… Sarah Bär, Medizinstudentin

«Da kommt eine neue Mediziner-Generation»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi[at]gmx.ch

In der Familie gibt es keine Mediziner. Sarah Bär ist hier erblich also nicht «belastet». Aber sie ist mit einer Frau aufgewachsen, die sagt, was sie denkt. «Meine Mutter hat immer den Ton angegeben», erzählt Sarah Bär, «das hat in nordischen Ländern Tradition.» Die Mutter stammt aus Finnland. Und die Tochter hat ihre Art, aktiv an die Dinge heranzugehen, bald einmal übernommen. «Ich hatte immer etwas Rebellisches, lehne mich gerne auf. Aber natürlich nur, wenn es dafür einen Grund gibt.»

Engagement

In der Schule habe sie versucht, einem Klassenkameraden eine halbe Note zu schenken, der zu Unrecht eine ungenügende erhalten habe. An der Uni trat sie schon im zweiten Studienjahr der Fachschaft bei. «Ich wollte etwas zu sagen haben – und ich wollte gehört werden, ernst genommen werden», sagt die junge Frau unaufgeregt, selbstverständlich. Es folgt ein erstes, dickes Kompliment an «ihre» Uni Bern: «Hier werden wir angehört.» Beispiel: «Aus Kostengründen wurde 2009 das System für die mündlichen Prüfungen angepasst, es wurde dann zwei Jahre lang weder uns Studenten noch der Sache gerecht, wir hatten praktisch keine Zeit, zu lernen. Kaum im Studium, waren wir schon im Prüfungsstress. Wir beklagten uns bei den Verantwortlichen, sie hörten uns zu. Gemeinsam suchten wir nach einer Lösung. Diese ging durch verschiedene Kommissionen, und zwei Jahre später wurde das Reglement wieder angepasst.» Von

ihren insgesamt rund 1100 Mitstudierenden seien im Fachschafts-Vorstand bloss etwa 16 aktiv, sagt Sarah Bär, selbstverständlich sei ein solcher Einsatz, eine solche Zusatz-Investition also nicht. Aber: «Bei denjenigen, die Medizin studieren, ist ein gewisses Basis-Engagement bereits vorhanden. Das Studium selbst braucht schon einiges an Initiative. Wer faul ist, studiert nicht Medizin.»

Zurzeit gibt es auf der fachpolitischen Ebene nicht viel zu kämpfen. Deshalb organisiert Bär zum Beispiel einen Fondueabend oder Bücherbörsen. Letzthin stiegen die Studiengebühren von 650 auf rund 800 Franken pro Semester an, «das war ein Signal in die falsche Richtung, ich habe Unterschriften dagegen gesammelt, aber es war frustrierend, die meisten waren über die Erhöhung nicht einmal informiert. Bei vielen spielt das Geld halt auch keine Rolle, gilt ‹Papa kann bezahlen›. Viele arbeiten deshalb neben dem Studium nicht. Viele sind sehr verwöhnt. Und gleichzeitig sehr ignorant.» Sie habe zwar auch grosszügige Eltern, betont Sarah Bär, «aber wenn immer möglich wollte und will ich nicht abhängig sein. Dies lässt mein Stolz nicht zu.» Im ersten Studienjahr arbeitete sie bei der Migros an der Kasse. Im zweiten Jahr als Pflegerin in einer psychiatrischen Klinik, und ab dem dritten Jahr als Nachtwache am Inselspital und als Hilfsassistentin am Institut für Medizinische Lehre.

Fisch im Wasser

Momentan liegt ein Brotjob neben dem Studienalltag nicht drin. Denn noch bis November sitzt Sarah Bär nicht in Hörsälen ohne Tageslicht, sondern sie arbeitet «draussen», im Spital. Zur Theorie kommt jetzt – endlich – die Praxis. Der Zyklus dieses Block-Praktikums begann im Februar im Fach Pädiatrie am Kantonsspital Luzern. «Es war ein Aha-Erlebnis. Plötzlich machte alles Sinn, war alles, was ich bisher gelernt hatte, nicht mehr für eine Prüfung da, sondern für die Patienten. Zurzeit fühle ich mich wie ein Fisch im Wasser. Jetzt bin ich in der Medizin angekommen. Jetzt weiss ich: Der Aufwand lohnt sich.»

«Wer faul ist, studiert nicht Medizin.»

Noch geniesst die junge Medizinerin eine Schonfrist. Die Arbeitszeiten sind geregelt – und werden eingehalten. Am Abend, «nach neun oder zehn Stunden», schicken sie die Vorgesetzten jeweils in den Feierabend, «völlig moderat also». Sarah Bär geniesst das – und blickt gleichzeitig mit Sorge nach vorn: «Vor dem, was nach den Prüfungen kommt, habe ich grossen Respekt. Vor dem hohen Leistungsdruck und vor dem Work load.» Auch diesen Begriff verwendet sie ganz selbstverständlich, er scheint sich in ihren Kreisen eingebürgert zu haben: Work load.

Sarah Bär

Sarah Bär wurde 1989 in Bern geboren. Hier besuchte sie auch die Schulen und das Gymnasium. Seit 2008 studiert sie an der Universität Bern Humanmedizin – als eine von insgesamt 1127 Studentinnen (Anteil: 56,2 Prozent) und Studenten. Ihre Masterarbeit hat sie bereits geschrieben, und zwar über die neurologische Steuerung von Augenbewegungen. 2012 arbeitete sie zwei Monate lang in einem Waisenhaus in Tansania. Momentan erlebt Sarah Bär eine praktische Phase ihres Studiums: Bis November macht sie jeden Monat Bekanntschaft mit einem neuen Fach. Zurzeit arbeitet sie in einer Hausarztpraxis in Stettlen. Vorher lernte sie am Kantonsspital Luzern die Pädiatrie kennen und in der bernischen Klinik Waldau die Psychiatrie. Im April 2014 stehen die nächsten Prüfungen an, die eidgenössische Abschlussprüfung ist für Herbst 2015 geplant. Sie ist Voraussetzung für die Zulassung zur obligatorischen Weiterbildung. Sarah Bär ist mit einem Sozialarbeiter liiert und lebt in einer Wohngemeinschaft in Bern.

«Unglaublich, was da im klinischen Alltag alles erledigt werden muss. All diese Entscheidungen. Und der ganze Papierkram!» DRG fällt als Stichwort. «Ich kann noch immer nicht entscheiden, ob ich dafür oder dagegen bin. Aber ich merke natürlich, dass man im Spital oft zu wenig Zeit für die Patienten hat. Bloss: Das habe ich so erwartet und deshalb bin ich jetzt

auch nicht erstaunt.» Und deshalb lehnt sie sich hier auch nicht auf. «Wenn du merkst, dass du das System nicht ändern kannst, musst du dich halt anpassen, damit du selber möglichst wenig leidest. Ich jedenfalls lasse mir, trotz allem, die Freude nicht nehmen. Und dazu gehört, die Verantwortung dafür übernehmen zu dürfen, dass es anderen wieder besser geht.»

Und was sagt ihr Freund zum bevorstehenden Work load? «Er unterstützt und motiviert mich.»

Hierarchien

Mit dem Zeitdruck gilt es sich im Spital jetzt schon auseinanderzusetzen – und mit Hierarchien. «Grundsätzlich hatte ich immer Mühe mit Autoritäten. Aber wenn ich Kommilitonen zum Beispiel aus Deutschland oder Österreich höre, merke ich, dass wir in der Schweiz besser dran sind, hier sind die Hierarchien viel flacher. Im Übrigen weiss ich mittlerweile, dass Ungehorsam fehl am Platz ist, wenn es darum geht, rational und hocheffizient zu handeln. Aber: Eine Hierarchie muss Sinn machen und fair bleiben. Wenn sie ausgenützt wird, wehre ich mich.» Die Zeiten mit dem Motto «Der Chef hat immer recht» seien vorbei, ist Bär überzeugt. «Ein moderner Chef nimmt Anliegen auf, ist konfliktfähig und selbstkritisch. Er stellt das Teamdenken in den Vordergrund. Das System wird demokratischer, würde ein Politiker sagen.» Sarah Bär sieht sich nicht als Politikerin, sondern – bescheiden, wie gesagt – als kritisch denkende, junge Frau und Studentin. Klar wird beim Blick in diese klaren Augen, auf diese klaren Aussagen und Visionen: In der Medizin ist einiges in Bewegung, der Nachwuchs ist anders als «die Alten», und das ist vielversprechend, ja tröstlich. Bär bestätigt: «Da kommt eine neue Mediziner-Generation.» Kommunikation ist ihr wichtig. «Die Uni Bern legt unglaublich viel Gewicht auf kommunikative Aspekte, ab dem vierten Jahr werden regelmässig Trainings mit Schauspiel-Patienten angeboten. Die Patienten sollen wieder mehr als Menschen und weniger als Kunden behandelt werden. So gesehen wird die Medizin vielleicht menschlicher.» Ein weiterer Trend ist der: «Wir stellen den Beruf nicht mehr über alles. Wir sagen uns: Es muss doch möglich sein, nach zehn oder zwölf Stunden intensivem Arbeiten nach Hause zu gehen. Es muss doch auch möglich sein, einmal nicht mehr zu mögen. Die meisten sind heute viel weniger bereit, sich zu verausgaben, als frühere Generationen. Dieses Umdenken ist nötig.»

Hausarztmedizin?!

Vielleicht kommt es dereinst der sterbenden Hausarztmedizin zugute. Zunehmend würden Kommilitoninnen und Kommilitonen dafür Interesse signalisieren, sagt Bär, dies habe auch mit attraktiven Arbeitszeitmodellen zu tun, mit den Möglichkeiten, die Gruppenpraxen und Jobsharing offerieren. Und: «Wir haben ein eigenes Institut für Hausarztmedizin und einen hervorragenden, engagierten Dozenten, der die Grundversorgung aus der verstaubten Ecke herausholt und in einen akademischen, wissenschaftlichen Rahmen stellt.» Und sie selbst? Wohin könnte der Weg bei ihr führen? «Hausarztmedizin? Nicht abgeneigt. Allgemeinmedizin – warum nicht?» Im Moment am ehesten Pädiatrie oder eventuell Gynäkologie, wie viele Mitstudentinnen auch. Für definitive Entscheide ist es noch zu früh, «ich will offen bleiben und schauen, was noch kommt.» Schnelles Denken und Durchhaltewillen werden so oder so gefragt sein. «Und ein gewisser Ehrgeiz».

Gesetzt ist wohl die Schulmedizin. «Mit Komplementärmedizin kann ich selber wenig anfangen. Wenn ein Patient alternative Behandlungsmethoden ausprobieren möchte, würde ich sie ihm nicht ausreden, zumindest als Zusatz, als begleitende Massnahme nicht. Am meisten halte ich bei den alternativen Methoden von der chinesischen Medizin. Die gibt's schon so lange – da muss doch etwas dran sein.»

«Wir stellen den Beruf nicht mehr über alles.»

Warum Medizin?

Schauen wir zum Schluss zurück, an den Anfang. Was hat Sarah Bär vor fünf Jahren bewogen, Medizin zu studieren? «Mich interessierte, wie der Mensch funktioniert. Ich wollte etwas Handfestes. Und ich dachte: Ich habe viel, ja zu viel, und möchte teilen. Jetzt, in der Praxis, merke ich, dass dies möglich ist, dass ich dank diesem Beruf Schwächeren, Bedürftigen helfen kann.» Sozialprestige und Einkommen seien keine Beweggründe gewesen, sagt sie. «Da gäbe es andere Wege, die weniger hart sind. Aber ich gehe eben gerne an die Grenzen. Vor allem meine eigenen.»

Die nächste «Begegnung mit …»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im Mai schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Franco Cavalli: Professor für Onkologie, Chefarzt in Bellinzona, Forscher und Politiker.